Notizen im Mai

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **54 (1983)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hoffnungsvoller Anfang oder letzte Station?

Bei Neuaufnahmen, in Gesprächen mit Besuchern oder sonst an der Heimerziehung interessierte Menschen taucht immer wieder diese Frage auf: Ist das Heim ein hoffnungsvoller Anfang oder letzte Station? Damit ist die Frage nach dem Sinn und der erfolgreichen Wirkung der Erziehung im Heim gestellt.

Als Leiter des Jugendheimes, Vater von fünf Kindern und Heimerzieher mit 20jähriger Heimpraxis erfahre ich das Heim vor allem als eine hilfreiche Möglichkeit in der augenblicklich schwierigen Situation eines jungen Menschen.

Schon lange beschäftigt mich die Tatsache, dass das Heim ganz allgemein als letzte Station, als etwas Negatives in weiten Kreisen der Öffentlichkeit, leider auch in Fachkreisen, gesehen und erlebt wird.

Dass dies nicht so sein muss, sondern auch anders sein kann, habe ich in jahrelanger Arbeit erfahren und erlebe die aufbauenden, guten Möglichkeiten der Heimerziehung auch im Jugendheim der Stadt Schaffhausen.

Doch woran liegt es, dass das Heim letzte Station oder hoffnungsvoller Anfang werden kann?

- Früherfassung: je früher in der Entwicklung eines Kindes die Eltern, die eigene Schweirigkeit das Kind zu erziehen erkennen und bereit sind fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, je mehr Hoffnung besteht helfend eingreifen zu können.

- Zusammenarbeit: zwischen Eltern, Kind, Versorgerstelle und Schule.

Aber eben gerade in diesen beiden Bereichen, ehrliche Früherfassung und sinnvolle Zusammenarbeit, happert's irgendwo, und dann muss, meist zu einem späteren Zeitpunkt, das Heim als «letzte Station» in Anwendung gebracht werden. Hier könnte durch Lehrer, Erziehungsberatung und Sozialdienst mit gezielter Aufklärung der Eltern manche Schwierigkeit in der Familie behoben werden. Wird eine Heimeinweisung, wie es leider meistens in der Praxis üblich ist als «Feuerwehrübung» verfügt, kann von einer konstruktiven Zusammenarbeit nur in den seltensten Fällen die Rede sein.

Ganz bewusst möchte ich mich auf diese beiden Problemkreise beschränken und vor allem Eltern, die bereits in Scheidung leben oder geschieden sind Mut machen, zu ihrem Problem mit ihrem Kind zu stehen. Genau sowenig wie es eine Schande ist sich in ärztliche Behandlung zu begeben, so ist es ebensowenig anrüchig ein Kind zur Fremderziehung frei zu geben.

Mir ist es durchaus bewusst, dass zur sinnvollen Heimerziehung noch mehr gehört als die Bewältigung der erwähnten Problemkreise. So ist für mich ein klares, durchschaubares Heimkonzept (für mich = christliches Weltbild); eine tragfähige, belastbare und teamfähige Mitarbeiterschaft ebenso wichtig wie eine aufgeschlossene Aufsichtsbehörde und eine Gesellschaft, die zur Einrichtung «Heim» ja sagen kann.

Das neben dem Heim, Pflege- und Grossfamilien nach wie vor ihre positive Bedeutung und Praxis haben, ist mir ganuso selbstverständlich wie Heime mit unterschiedlicher Aufgabenstellung gebraucht werden.

Claus Pfalzgraf, Schaffhausen

Heinz Bollinger:

Notizen im Mai

Der Pflegeberuf ist ein Frauenberuf – und wird es bleiben. Derzeit lassen sich in der Schweiz rund 8000 junge Frauen in einem Pflegeberuf ausbilden. Der Anteil der Männer ist gering und übersteigt 10 Prozent nicht. Aus dem Jahresbericht 1982 des Schweizerischen Roten Kreuzes, Abteilung Berufsbildung, geht hervor, dass die Pflegeberufe in der Rangliste an 3. Stelle liegen. Sie folgen den kaufmännischen Berufen (24 000) und den Verkäuferinnen (14 000). Der 4. Platz gehört den Coiffeusen. Im 1981 wurden insgesamt 3200 Diplome und Fähigkeitsausweise FA SRK ausgestellt.

Interessant ist der Hinweis auf die «veränderte Arbeitsmarktlage» im Pflegebereich. Nicht nur in der Schweiz, heisst es, sondern in ganz Europa sei der «Nomadismus» unter den Angehörigen der Pflegeberufe «erheblich» zurückgegangen. «Man versucht vermehrt wieder Stellen auf längere Zeit oder bleibt, wo man ist», was insbesondere für die ausländischen Pflegerinnen gelten soll, die häufig aus Ländern mit grosser Arbeitslosigkeit herstammen. Der «Nomadismus» der Meitli im weissen Schurz hat auch den Heimen zu schaffen gemacht. Auch für sie hat der Rückgang, wie gemeldet wird, zu einer Entspannung der Lage geführt.

Im übrigen liefert der Bericht recht eindrückliche Beispiele dafür, was die (forcierte) Professionalisierung der weissen Nomaden bedeutet, welchen Grad sie erreicht hat und, im Zusammenhang damit, wie gross das Territorium ist, welches die Abteilung Berufsbildung des SRK zu «regeln, zu überwachen und zu fördern» hat. Der strenge Eifer, mit dem das Rote Kreuz diese Funktion ausübt und die Weide seiner heiligen Kühe überwacht, ist weiter nicht verwunderlich. Er gehört zu den Merkmalen jeder derartigen, auf dosierte Verknappung bedachten parastaatlichen Organisation. Hingegen darf man sich immer noch ein bisschen drüber wundern, dass Kantone und Bund unentwegt für rund 80 Prozent der Kosten des Überwachungseifers aufkommen.

*

Zitat: «Die Strategie der Professionalisierung beruht auf der Annahme, dass alle durch die industrielle Zivilisation hervorgerufenen Probleme rational durch geeignete Fachleute und Experten gelöst werden könnten. Das ist ein Irrtum, der ständig dadurch verschleiert wird, dass es diesen Fachleuten sehr gut möglich ist, immer neue Erklärungen der Probleme zu finden und immer neue Techniken des Umgangs mit ihnen zu propagieren. Weil die Techniken den Fachleuten wichtig sind, werden sie irrtümlich für hilfreich gehalten. So machen Pädagogik, Sozialarbeit, Krankenpflege und Psychotherapie ständig neue 'Fortschritte'. Diese gleichen aber meistens den neuen Kleidern des Kaisers und haben mehr mit Mode als mit echtem Fortschritt zu tun». Also spricht einer, der selber ein Profi ist, Wolfgang Schmidbauer, der Vater der «hilflosen Helfer». Manchmal, sagt man, finde eine blinde Sau die besten Trüffeln. Schmidbauers neues Buch «Helfen als Beruf» (Rowohlt 1983) ist lesenswert. Man wird viel darüber reden.

*

Der in Aussicht stehende Rückzug des Bundes aus der Heimerziehung (dem später weitere Rückzüge folgen sollen) zeitigt Wirkungen, selbst wenn er nun anscheinend nicht ganz in dem vom Bundesrat empfohlenen Tempo vor sich gehen wird. Erste Wirkung: Das Massnahmenpaket Nr. 1, das jetzt vor dem Nationalrat liegt, hat den Umfang der Abhängigkeit von staatlicher Hilfe sichtbar gemacht, in die auch private Heime geraten sind. Die Abhängigkeit ist so gross, dass offenbar schon niemand mehr die Frage wenigstens im stillen zu erwägen, geschweige denn laut zu stellen wagt, ob sich im Verzicht auf solche Hilfe allenfalls ein tauglicher Ausweg finden liesse. Subventionen müssen sein, so oder so.

Zweite Wirkung: Die sich anbahnende «Kantonalisierung» hat dazu geführt, dass vor allem die heimreichen Kantone (Aargau, Bern, Basel, Zürich, St. Gallen) Inventare erstellen lassen, sogenannte Heimkonzepte, welche der staatlichen Verwaltung als Instrumente der Bewirtschaftung dienen sollen. Ich habe das Zürcher «Konzept» gelesen; es hat vorwiegend ungute Gefühle in mir geweckt. Im Sinne eines ersten Befundes und gegebenenfalls auch besserer Belehrung zugänglich) sage ich hier franchement, dass mich dieses «Konzept» verschreckt hat, weil es mir durch und durch ein Produkt unserer verwalteten Welt zu sein scheint und weil aus ihm die Bürokratie als die unheimlichste Form des Verwaltens spürbar wird. Im Vergleich zu dem Zürcher Papier kann man den Zwischenbericht «Gemeinsame Planung Jugendhilfe der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft» als geradezu wohltuend massvoll und realistisch bezeichnen.

Damit mich keine(r) mit Fleiss missverstehe: Weder predige ich den Verzicht auf Subventionen noch möchte ich die etwas (zu) simple Parteiparole «Weniger Staat!» wiederkäuen, natürlich nicht. Hingegen erfüllt mich, gebe ich zu, die bürokratische Ideologie mit Abneigung. Die Frage bedrängt mich, ob und in welchem Mass die Sicherheit, die ein Heim dadurch erlangt, dass es den Segen einer kantonalen Verwaltung bekommt, weil es den Kriterien ihres Bewirtschaftungssystems zu genügen vermag, mit einem anderen Risiko bezahlt werden muss. Mit jenem anderen Risiko ist gemeint: dass ein derart «kantonalisiertes» Heim in der Bevölkerung meistens (und fast unvermeidlich) an Goodwill verliert. Einschlägige Beobachtungen habe ich bei der «Friedeck» machen können, die, einziges – in der reformierten Bevölkerung früher stark verankertes – Erziehungsheim des Kantons Schaffhausen, vor kurzem geschlossen worden ist. Sie hatte ihren Rückhalt verloren.

Denn letztlich fällt der Entscheid, ob auf ein Heim zu verzichten sei oder nicht, eben nicht in einem Büro der Verwaltung. Der Rang dieses Heims wird durch die Haltung der Menschen bestimmt, die es führen und tragen. Haltung, verstanden als «unadressierte Selbstdarstellung» (Portmann), ist rational nie völlig fassbar. Die Beurteilungskriterien der Verwaltung, die rationalen Ursprungs sein müssen, fragen jedoch nicht nach der Haltung, sondern verlangen ein kontrollierbares, messbares Verhalten. Und ein Verhalten, das den Kriterien der Messbarkeit entspricht, braucht, weil nicht darauf angewiesen, die Sympathie und die Hilfsbereitschaft anderer Menschen nicht zu wecken. Unter Berufung auf Ivan Illich («Nemesis der Medizin») weist Wolfgang Schmidbauer in seinem neuen Buch mit Recht darauf hin, dass schon die Alarmsirene eines Ambulanzwagens die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe in einem ganzen Stadtviertel zerstören könne. Seine Feststellung, dieses Beispiel lasse sich ohne weiteres auf das gesamte psychosoziale Feld (und mithin auch auf das Umfeld der Heime) übertragen, trifft mit hoher Wahrscheinlichkeit zu: Die Hilfe, die ein professionelles, sich allein auf rationale Kriterien abstützendes Bewirtschaftungssystem der Verwaltung dem Heim als Sicherheitsnetz anbietet, verkehrt sich in der nicht völlig quantifizierbaren Realität des Lebens möglicherweise schnell und leicht ins Gegenteil. Aber, gebe ich ebenfalls zu, ein solches Netz ist bequem. Jede Ideologie will in erster Linie das Sicherheitsbedürfnis befriedigen, und jede bequeme Sicherheitsideologie weckt wieder neues Bedürfnis.